

Zeitschrift: Die Vorkämpferin : verfiicht die Interessen der arbeitenden Frauen
Band: 5 (1910)
Heft: 2

Artikel: Zur Dienstbotenfrage
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-350112>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Vorkämpferin

Offizielles Organ des Schweiz. Arbeiterinnenverbandes, vertritt die Interessen aller arbeitenden Frauen

Für die kommende Nummer bestimmte
Korrespondenzen sind jeweilen bis zum 20ten
jeden Monats zu richten an die
Redaktion: Frau Marie Walter, Winterthur
E tadthausstrasse 14.

Erscheint am 1. jeden Monats.
Eingelabonement: Preis:
Inland Fr. 1.— } per
Ausland „ 1.50 } Jahr
Baletpreis v. 20 Nummern
an: 5 Cts. pro Nummer.
(Im Einzelverkauf kostet
die Nummer 10 Cts.)

Inserate und Abonnementsbestellungen
an die
Administration:
Buchdruckerei Conzitt & Cie., Zürich

Waldeslehre.

Was der Einheit Kraft vermag,
Wenn die Donner krachen,
Lehrt der Wald bei Nacht und Tag
Allen Kleinen und Schwachen.
Steht ein Baum allein im Feld,
Kann er Stand nicht halten,
Doch vereint im Waldeszelt
Trotzt er Sturmsgewalten.

Robert Seidel.

Zur Dienstbotenfrage.

Das erwachende Interesse für die dienstbaren Hausgeister.

Afchenbrödel nach allen Richtungen hin waren bisher die Dienstboten. Kaum, daß man sich ernstlich mit ihrem Los beschäftigte. Gutes wurde ihnen nicht viel nachgesagt; ja die Witzblätter in allen Landen und Gauen machten es sich zur traditionellen Aufgabe, diese geplagten Menschenwesen mit ihrem Spott zu übergießen und die ihnen anhaftenden Fehler und Mängel ins Ungeheuerliche zu verzerren.

Erst in den letzten Jahren hat sich auch in den bürgerlichen Kreisen die Auffassung Bahn gebrochen, daß die Dienstbotenfrage aufs engste verknüpft ist mit der Arbeiterbewegung. Die große soziale Entwicklung, welche die Arbeiterbewegung auf dem ganzen Erdenrund schafft, ergreift mit Allgewalt auch unsere häuslichen Verhältnisse; sie rüttelt mit Macht an den Grundfesten des bürgerlichen Lebens. Im häuslichen Dienst treten Erscheinungen zu Tage, die hindeuten auf eine totale Umgestaltung der bisherigen Dienstverhältnisse.

Seit der Zeit, da man den Schleier gelüftet über der Hausindustrie, seit das Elend der Heimarbeit ans Tageslicht gezogen wurde, hat man es endlich gewagt, einen unerschrockenen Blick hineinzuwerfen in die vielfach unhaltbaren Zustände im häuslichen Dienstverhältnis. Es ist zwar heute immer noch schwierig, ins Dienstbotenleben tiefer einzudringen. Das nach außen abgeschlossene familiäre Leben bildet gleichsam einen festen Wall, eine undurchdringliche Mauer, welche die Dienstboten vor der Berührung mit der Öffentlichkeit zurückhält. Durch dieses Mittel der Abgeschlossenheit war es bisher ein Leicht-

tes, die Dienenden in einem anspruchlosen, mehr als bescheidenen Sinn zu erhalten.

Es ist vor allem eine Aufgabe der aufgeklärten Frauen, diese Macht alter Gewohnheit, alten Herkommens zu brechen und die Scharen der verachteten Afchenbrödel herauszuführen aus dem sie immerwährend umgebenden Zimmerstaub und Küchendunst, aus der abstumpfenden, Körper und Geist beengenden häuslichen Atmosphäre, hinaus in die frische Luft und in den lachenden Sonnenschein, hinaus in die beglückenden Gefilde der Erkenntnis von Daseinswert und Menschenwürde.

Das sich entwickelnde Klassenbewußtsein der Dienenden.

Nur langsam fangen die Dienstboten an, sich ihrer Lage bewußt zu werden. Es dämmert in ihrem Bewußtsein allmählig die Einsicht auf, daß auch sie Arbeiterinnen sind, wenn ihre fleißigen Hände auch keine Verkaufsartikel erzeugen. Es drängt sich ihnen die Erkenntnis auf, daß ihr Dienstbotenleben noch lange kein menschenwürdiges ist, auch wenn die Bitternis von Hunger und Not und Obdachlosigkeit ihnen nie oder nur selten so nahe tritt, wie häufig genug den anderen Arbeiterinnen.

Der Dienstbotenstand.

Das Heer der Dienstboten bilden alle jene dienstbaren Hausgeister, die in und außer dem Haus ihrer Vorgesetzten, ihrer Herrschaft, wohnen, neben den eigentlichen Dienstmädchen auch die Wäscherinnen, Glätterinnen, Kellnerinnen und das übrige Aushilfspersonal. Das gemeinsame Merkmal aller liegt im Begriff des Dienens, in der Ausübung sowohl des häuslichen wie des persönlichen Dienstes.

Die Typen der häuslichen Dienstboten.

Es ist bezeichnend, daß nicht jene Dienstboten, die im persönlichen Dienst stehen, der höchsten Wertschätzung, der höchsten Entlohnung teilhaftig werden. Sowohl Kinder- wie Zimmermädchen, die beide ihre Kräfte der Sorge, der Beaufsichtigung, ja sogar direkt der Kindererziehung widmen, werden bedeutend geringer entlohnt, als z. B. eine Köchin, die auf den höchsten Lohn Anspruch hat. Ist man angesichts dieser Tatsache nicht versucht zu glauben, die Küche spiele im Leben der Menschen eine bedeutendere Rolle als — die Kinderstube? Allerdings erheischt

heute der Beruf einer Köchin ein größeres Wissen und Können. Für ein Kindermädchen genügen die Kenntnisse, welche die Volksschule vermittelt. Kaum den Kinderschuhen entronnen, ja häufig genug noch darin steckend, wird das junge Mädchen als fähig erklärt, Kinder zu beaufsichtigen und zu erziehen. Als ob Kindererziehung eine wunders wie leichte und bequeme Arbeit wäre! Wohl kann sich so ein Kindermädchen stundenlang im Sommer mit seinen Schutzbefohlenen draußen in der frischen Luft aufhalten. Die körperliche Anstrengung ist gewiß keine besonders große. Umso mehr werden die Nerven in Mitleidenschaft gezogen. Das immerwährende Hüten und Beaufsichtigen von Kindern gehört zu den aufreibendsten Aufgaben. Zu Boden drückend aber wird die Dienstkraft, wenn das sogenannte Mädchen für alles Kinder-Stubenmädchen und Köchin in einer Person vereinigen muß. Man vergegenwärtige sich in einem solchen Falle doch einmal alle die unzähligen täglichen Obliegenheiten! An einen solchen dienstbaren Hausgeist werden schier unerfüllbare Forderungen gestellt, besonders dann, wenn die Hausfrau selber nur wenig Hand anlegt im Haushalt, wenn sie sozusagen alle ihre Hausfrauen- und Mutterpflichten den willigen Schultern ihres Dienstmädchens aufbürdet. Dieser Typus eines weiblichen Dienstboten, das Mädchen für alles, wird in der heutigen Zeit immer mehr zum begehrten Mäusenputtel in den häuslichen Dienstverrichtungen. Denn die große Masse vom Bürgertum verfügt je länger je weniger über pekuniär ausreichende Mittel zur Befriedigung ihrer Lebensansprüche infolge des machtvollen Aufstrebens des Großkapitalismus, der im heute immer mehr sich verschärfenden Konkurrenzkampf die Existenzmöglichkeit der Kleinunternehmer, der Kleinfabrikanten, des Kleinbürgertums erschwert und untergräbt.

Aus den zürcherischen Enquêtergebnissen.

Nach der in der Stadt Zürich im Winter 1907 auf 1908 erhobenen statistischen Untersuchung unter

den weiblichen Dienstboten, veranstaltet von der christlich-sozialen Partei, sind von den 427 von der Enquête erfaßten Dienstboten 271 angestellt als Mädchen für alles, d. h. für Küche und Haushalt, 85 als Köchinnen, 62 als Zimmermädchen und 9 als Kindermädchen. Auf den ihnen zugestellten Enquêtetbogen ist von all diesen Dienstboten der monatliche Lohn gewissenhaft eingetragen worden. Nicht weniger als 26 verschiedene Lohnansätze wurden vermerkt. Ungefähr ihrer 125 werden monatlich entlohnt mit Fr. 35, ihrer Hundert mit Fr. 30, weitere Hundert mit Fr. 40, während die Entlohnung der übrigen schwankt zwischen dem Mindestlohn von Fr. 15 und dem Höchstlohn von Fr. 60. Für die 427 Dienstmädchen — selbstverständlich nur ein Bruchteil aller auf dem Platze Zürich — ergibt sich ein Durchschnittslohn von rund Fr. 35 im Monat bei einer durchschnittlich täglichen Arbeitszeit von 15 Stunden. Die geringste tägliche Arbeitszeit beläuft sich auf 9 $\frac{1}{2}$ Stunden, die höchste dagegen auf das Doppelte, auf 18 Stunden.

Wohl mag einem im ersten Augenblick der durchschnittliche Monatslohn von Fr. 35 als ein verhältnismäßig hohes Einkommen erscheinen, weil die Sorge für Lebensunterhalt und Wohnung ja nicht in Frage kommt. Man muß aber hier bedenken, daß das Äußere, die Kleidung eines Dienstmädchens höheren Anforderungen genügen muß, als dies z. B. beim Fabrikmädchen der Fall ist. Und zudem ist gerade die häusliche Arbeit eine Betätigung, welche die Kleider rasch abnützt und einen verhältnismäßig großen Verbrauch an Kleidern und Schuhen verursacht. Viele Dienstmädchen haben aber nicht nur für sich allein zu sorgen. Es müssen Eltern und Geschwister unterstützt werden und häufig genug lastet auf ihnen die Ernährung von unehelichen Kindern, für die monatlich der größere Teil vom Einkommen geopfert werden muß. Das sind die Bedauernswertesten aller Dienstboten. Solch unglückliche Mädchen sind wehrlos aller Ausbeutung preisgegeben. Um

Die junge Mutter.

Vor einem bekannten Mietbureau hielt ein eleganter Wagen, in dem eine junge hübsche Frau saß. Aus dem Fenster schaute das härtige Gesicht des Besitzers heraus, der beim Anblick der vornehmen Kundin ihr lächelnd entgegensehte. Die Dame stieg nicht aus, sondern wartete im Wagen, bis der Besitzer kam.

„Ich brauche eine Amme,“ sagte die junge Frau, nachdem der Inhaber des Mietbureaus sich tief vor ihr verneigt hatte. „Sie muß jung und gesund sein und in zwei Monaten antreten.“

Das Gesicht des Bureauinhabers erstrahlte, er begann, eifrig seine lebende Ware zu preisen, an der es bei ihm niemals mangelte.

„Noch heute schicke ich eine Person, gnädige Frau . . . prächtiges Material für eine Amme . . . ein ganz junges Geschöpf . . . Sie kam erst gestern zu mir; in einem Monat soll sie selber Mutter wer-

den, zum erstenmal . . . Es wird eine erstklassige Amme sein . . . Gnädige Frau sollen zufrieden sein.“

„Schön,“ sagte die junge Frau erfreut, „schicken Sie sie mir sogleich. Auf den Gehalt kommt es nicht an, die Hauptsache ist, daß sie gesund und jung ist!“

Der Wagen rollte davon, aber um das Gesicht des Bureauinhabers spielte noch lange ein behagliches Lächeln und er rieb die Hände vor Vergnügen.

Am nächsten Tage, um die Mittagszeit, als die Köchin gerade mit dem Anrichten des Essens eifrig beschäftigt war, öffnete eine junge Bettlerin die Küchentür.

„Gehet mit Gott! Jetzt kommt Ihr ungelegen!“ sagte die Köchin, mit einem flüchtigen Blick die Bettlerin musternd.

„Ich komme, mich als Amme zu vermieten,“ flüsterte jene als Antwort.

Die Köchin blieb nun stehen, stemmte ihre bis

ihrer Kinder willen lassen sie sich körperlich und seelisch abquälen, weil mit ihrer Stellenlosigkeit das Leben ihrer Kinder gefährdet, oft auf's Spiel gesetzt wird. Solch arme bellagenswerte dienende Frauen und Mädchen können keine Ersparnisse beiseite legen, sich keinen Notpfennig für's Alter erübrigen. Für sie heißt ihr Los dienen bis ans Lebensende, dienen, so lange der müde Rücken die Arbeitslast zu tragen vermag, dienen und immer dienen bis zur Arbeitsunfähigkeit, dienen, bis man sie wie ein verbrauchtes, wurmfühiges Möbelstück auf die Seite wirft. — Ist dieses Bild zu düster gemalt? Wohl kaum!

Die Stellenvermittlung.

Die Gebühren für die Dienstvermittlung sind oftmals eine Steuer, die unter Umständen schwer drückt. Es ist eine außerordentlich beachtenswerte Wohlthat, welche bei uns in der Schweiz wie anderorts mit der Errichtung von Dienstvermittlungsbureau durch die bürgerlichen Frauenvereine für die Dienstboten ins Leben gerufen wurde. Aber trotzdem sind noch genug private Vermittlungsbureau vorhanden, die manches arme, unerfahrene Mädchen ausbeuten. Es würde jedenfalls viel interessantes Tatsachenmaterial zutage gefördert, wenn man dem Gebahren einzelner dieser Privatbureau eine spezielle Aufmerksamkeit zuwenden wollte. Denn erst mit der Organisation der Dienstmädchen wird diese Art der privaten Arbeitsvermittlung verschwinden und werden zweckdienlichere Einrichtungen geschaffen werden.

Schattenseiten im Dienstbotenleben.

Logiszwang und Mangel an freier Zeit.

Als ein Uebelstand im Dienstverhältnis muß das Wohnen im Hause der Herrschaft bezeichnet werden, wie das ja allgemein üblich ist. Vollständige Abhängigkeit ist die Folge davon, immerwährende Arbeitsbereitschaft, so daß der Dienstbote eigentlich den ganzen Tag keinen Augenblick nur sich selbst angehören kann. Neben dem Sonntagnachmittag, der

zum Ellbogen entblößten Arme auf die runden Hüften und betrachtete mit Staunen diese armfelig aussehende Amme.

„So so,“ schüttelte die Köchin den Kopf, „und ich glaubte, Sie kämen betteln . . .“

„Meine Sachen sind vertragen . . .“ entgegnete das junge Weib mit leiser Stimme und einem Blick auf ihre zerlumpte Kleidung, die ihre jungen Formen bedeckte.

„Sie sind kaum den Kinderjahren entwachsen!“ sagte die Köchin in weicherem Tone . . . Nicht verheiratet . . . Wohl noch sehr jung?“

„Achtzehn, im neunzehnten,“ antwortete das junge Weib mit ebenso leiser, schüchternen Stimme wie zuvor.

„Sehen Sie sich vorläufig,“ bat die Köchin, indem sie auf die Bank zeigte. „Ich richte das Mittagessen an und melde Sie dann an. Aus dem Bureau, nicht wahr?“

„Ja.“

in zahlreichen Fällen freigegeben wird und $3\frac{1}{2}$ —5 Stunden andauert laut der oben angeführten Zürcher Enquete, ist die freie Zeit an Werktagen äußerst spärlich bemessen. Von den 427 die Untersuchungsbogen ganz oder teilweise beantwortenden Dienstmädchen verfügen ungefähr 100 über gar keine freie Zeit, während den übrigen im Monat 1 bis allerhöchstens 5 Stunden Freizeit zu ihrer Verfügung steht.

Die unzureichenden Wohn- und Schlafräume.

Die Schlafräume sind bei uns in der Schweiz in weitaus den meisten Fällen als zureichende, wenn auch nicht immer einwandfreie, zu bezeichnen — eine Folge der neuen Bauverordnungen und Polizeivorschriften, die mit den früheren unhaltbaren Zuständen aufgeräumt haben. Die Steigerung der Lebensansprüche, des Luxus unter der Aristokratie und Bourgeoisie, die mit den Einnahmen nicht gleichen Schritt hält, führt zu einem Sparsystem, das da angewendet wird, wo es sich nach außen am wenigsten bemerkbar macht. In den großstädtischen neu-modischen Wohnungen kommt dieses Bestreben deutlich zum Ausdruck, wo die Wohnzimmer- und Salonräumlichkeiten eine Platzverschwendung aufweisen, während die Schlafzimmer schon viel kleiner und dunkler sind. Eigene Wohnzimmer für Dienstboten, wo sie ihre Bekannten und Freundinnen zum Besuch erwarten können, sind bei uns in Europa eine Seltenheit. Nur die amerikanischen und englischen Dienstboten verfügen über eigene Wohnräume, wo sie zugleich ihre Mahlzeiten einnehmen. Bei uns in Europa bildet die Küche fast immer das Wohn-, Ess- und Empfangszimmer der Dienenden.

Die Arbeitszeit.

Vielfach wird das Los des Dienstmädchens gegenüber dem der Fabrikarbeiterin als ein glänzender hingestellt. Was Wohnung und Lebensunterhalt anbetrifft, ist kaum ein Unterschied festzustellen, wohl aber ein gewaltig großer Unterschied hinsichtlich der Arbeitszeit. Hat in früheren Jahrhunderten

Die Köchin nahm einen Topf mit starker Hühnerbouillon vom Herd und goß sie durch ein Sieb in eine große Porzellanterrine. Die Suppe sah aus wie heller Bernstein; das Huhn legte die Köchin auf eine Platte . . . Suppe und Huhn dampften und verbreiteten einen appetitlichen Wohlgeruch in der Küche.

Jetzt trat Anna, das Stubenmädchen, mit einer schneeweißen, gestärkten Schürze in die Küche und musterte die Fremde, die auch sie für eine Bettlerin hielt. Sie nahm die Terrine und wollte gerade gehen, als die Köchin zu ihr sagte:

„Anna, melden Sie der gnädigen Frau, daß eine Amme sich vorstellen kam und wartet.“

Anna sah mit großen Augen zuerst die Köchin, dann die „Bettlerin“ an.

„Es hat wohl Zeit bis nach Tisch,“ antwortete Anna endlich und verließ die Küche. Als sie wieder erschien, um das nächste Gericht zu holen, ließ sie ihre neugierigen Blicke über die „Bettlerin“ gleiten

das Merkmal des Sklaventums und der Leibeigenschaft darin bestanden, daß der Landesherr mit der Person seines Sklaven, seines Leibeigenen, dessen ganze Arbeitskraft, dessen ganzes Leben kaufte, so liegt auch heute noch dieses Merkmal, dieses Charakteristikum im Dienstbotenwesen. Verkauft der Arbeiter nur einen Teil und zwar den allergrößten Teil seiner Arbeitskraft an den Unternehmer, so verkauft der Dienstbote dagegen auch heute noch seiner Herrschaft seine ganze Arbeitskraft, seine ganze Person. Zu jeder Zeit, bei Tag und Nacht, muß er auf Verlangen dienstbereit dem Ruf, dem Wink seiner Vorgesetzten Folge leisten. „Mit welchem Entsetzen,“ sagt Anton Menger in seinem Buch: „Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Klassen“, „sehen die Sozialpolitiker der Gegenwart auf die ungemessenen Frohnden früherer Jahrhunderte zurück, ohne daran zu denken, daß sie zu ihren Dienstboten in einem ganz ähnlichen Rechtsverhältnis stehen. Denn,“ fährt er weiter, „wenn man das Wesen vom Dienstvertrag darin sieht, daß der Arbeiter dem Dienstherrn seine Arbeitskraft für eine bestimmte Zeit oder einen bestimmten Zweck zur Verfügung stellt, so haben unsere Dienstboten in Wirklichkeit einen Normalarbeitstag von 24 Stunden.“

Die Fehler der Dienstboten — die Folge der Mängel im Dienstverhältnis.

Die Folge der niedrigen Löhne, der mangelhaften Wohnungsverhältnisse, des oftmals auch ungenügenden Lebensunterhaltes, der verlangten immerwährenden Arbeitsbereitschaft, des Mangels an freier Zeit, zeigen sich in den Eigenschaften, in den Fehlern der Dienstboten, über welche die Hausfrauen sich in allen möglichen Tonarten nicht laut genug beklagen können. Ist es denn z. B. wirklich verwunderlich, daß die Dienstmädchen auf die Straße, in den Gemüseladen etc. laufen, um zu plaudern, um zu schwätzen, wenn ihnen eben keine Möglichkeit gegeben ist, mit ihresgleichen zu verkehren? Durch die ihnen auferlegte Einsamkeit und Abge-

schlossenheit mit Hilfe der ständigen Kontrolle auch der bestgefinnten Hausfrau, wächst die Sehnsucht nach dem Verkehr mit ihresgleichen zu einem unwiderstehlichen Verlangen an. Denn auch der liebevolle Versuch vieler gutmütiger, aber eben unverständiger Hausfrauen, das Dienstmädchen familiär zu behandeln, indem es am gemeinsamen Mittagstisch teilnehmen, indem es an der Seite der Frau am Nachmittag nähen und flicken kann — alles das bietet keinen Ersatz für den Verkehr mit ihren Klaffengenossinnen. Daher die Verlogenheit und Heimlichkeitserei, die vielen Dienstboten sozusagen zur zweiten Natur geworden sind. Ebenso haben Lieberlichkeit und Sittenlosigkeit ihre tiefen Ursachen in diesen sozialen Verhältnissen. Weil den Dienenden nicht genügend Raum geboten ist zu harmlosen Jugendfreuden, empfangen sie heimlich in der Nacht ihre Besuche oder gehen auf nächtliche Abenteuer aus. Es gehört eine außerordentlich große sittliche Kraft und Festigkeit dazu, wenn ein solches Mädchen rein bleiben will.

„Werdet nur Dienstmädchen!“

Aus all den angeführten Tatsachen geht als folgerichtig hervor, daß den übrigen Arbeiterinnen zur Befreiung aus ihrer sozialen Notlage durchaus nicht gedient ist mit dem allbeliebtesten Schlagwort: Werdet nur Dienstmädchen! Auch wenn für die jungen Mädchen eine Art Dienstzwang, das sogenannte weibliche Dienstjahr eingeführt würde, vermöchte diese Institution doch nicht zu einem wirklichen Segen für den Arbeiterhaushalt sich zu gestalten. Es müßten denn vorerst die Ursachen der heutigen wirtschaftlichen Mißstände beseitigt und umgewandelt, vorab die Arbeits- und Lebensbedingungen der arbeitenden Klasse derart umgestaltet werden, daß die Sicherung der Existenz ein unveräußerliches Recht aller arbeitsfähigen Menschen bilden würde.

Die Begründung der Dienstbotennot durch die Dienenden selbst.

Auf die Frage nach den Gründen des Mangels

und verständigte sich schweigend mit der Köchin, deren zusammengepreßte Lippen eine Mißbilligung darüber ausdrückten, wie man eine solche Amme von der Straße auflesen konnte.

Der Duft, der den gebratenen Kartoffeln und dem Huhn entstieg, das die Köchin jetzt transchierte, reizte Marthas — der zukünftigen Amme — Geruchssinn immer stärker. Sie konnte sich nicht mehr erinnern, wann sie so schmackhafte Gerichte zum letztenmal gegessen hatte. Solche Dinge hatte sie nicht einmal im Traum gesehen; aber auch einfache Gerichte hatte sie lange nicht mehr gegessen — seitdem sie sich Mutter fühlte. . . Sie schämte sich, einzugesehen, daß sie seit drei Monaten von der Gnade der Leute lebte. In Stellung wird „eine solche“ nicht genommen und andere Arbeit verstand sie nicht. Sie war verhungert, abgemagert, zerlumpt. . . Seit heute Morgens hatte sie nichts im Munde. . . Ein paar Centimes, die sie zusammengebettelt hatte, mußte sie im Bureau abgeben; mehr hatte sie nicht.

. . . Marthas Gesicht wurde unter dem Einfluß des schmachhaften Geruches immer trauriger; ein krampfhaftes Lächeln zog ihre Lippen zusammen und ihre Augen verfolgten eifrig die Bewegungen der Köchin, die gewandt die Gerichte für die Herrschaften auflegte. Die Köchin war offenbar satt und gleichgültig gegen die Leckerbissen, die sie hineinschickte; über ihre Finger floß Fett, das sie an ihrer Schürze abwischte. Martha hätte vor Hunger die Finger der Köchin ablecken mögen und die Teller, die von dem herrschaftlichen Tisch zurückkamen. Ein unüberwindbarer Hunger quälte sie.

Sie rechtfertigte ihre Gier damit, daß „er“ zu essen verlangte. Schon seit langem betrachtete sie ihr Kind, das noch nicht geboren war, als ein wirkliches Wesen. Wenn sie hungrig war, ergriff sie eilig alles, was ihr unter die Hände fiel, und verschluckte es hastig, damit „er“ sich beruhige und dort nicht schreie. „Er“ fühlt da wahrscheinlich den Geruch und möchte essen, dachte Martha. O wie gern möchte sie ihn mit

an Freude am Dienstbotenstand antworteten 179 von den 427 Zürcher Dienstboten gar nicht, während von den anderen eine große Anzahl mehr als einen Grund anführten. Es wird geltend gemacht, daß sie zu wenig freie Zeit haben, zu wenig Freiheit, daß sie angebunden, eingeschränkt, eingepfercht seien, daß man sie gering schätze, zu wenig achte usw., daß sie fremd gehalten, nicht familiär behandelt werden, daß sie sogar schlecht behandelt werden, unterdrückt, als Sklaven behandelt und den Hund machen müssen. Andere beklagen sich über allzuviel Arbeit, über zu geringen Lohn; wieder andere glauben, sie wären fürs Alter besser versorgt, wenn sie einen Beruf hätten usw. usw.

Die sich ankündende Revolution im Reiche der Frauen — in der Häuslichkeit.

Wer einen tieferen Blick hineintut in die sozialen häuslichen Verhältnisse, dem kann es nicht entgehen, wie langsam und fast unvermerkt eine Umwandlung im Haushalt sich vollzieht, wie die speziell häuslichen Berrichtungen mehr und mehr von außer dem Hause wohnenden Arbeitskräften übernommen werden. Daneben ist eine rasche Ausbreitung der Pensionen und Wirtshäuser zu verzeichnen, die das bisherige Familienleben um den eigenen Herd ernsthaft bedrohen. Das Pensionsleben in England und Amerika, das nicht nur von den Männern begünstigt, sondern in den heutigen Tagen von Frauen und ganzen Familien in gleicher Weise bevorzugt wird, deutet darauf hin, daß der private Haushalt mit der Zeit verschwinden und an seine Stelle der zentralisierte Haushaltbetrieb vornehmlich in den Städten in nicht allzu ferner Zukunft treten wird.

Die Organisation, die einzige Hilfe aus der Dienstbotennot.

Die heutige Dienstbotenfrage ist durch obige Perspektive aber nicht aus der Welt geschafft. Ihre Lösung liegt wie die Arbeiterfrage überhaupt weniger auf gesetzlichem Gebiet; sie ist vielmehr eine Sache der Selbsthilfe; sie bedingt vor allem ein lebhaftes

Zusammenwirken der Beteiligten, der Dienstboten selber. Einzig und allein nur auf dem Wege der Organisation wird es gelingen, auch im Dienstbotengewesen bessern zeitgemäßen Verhältnissen zum Durchbruch zu verhelfen. Auf keinem Gebiet der Sozialreform aber ist die Selbsthilfe so wichtig wie gerade in der Dienstbotenfrage. Nirgends stehen sich Reich und Arm so unmittelbar gegenüber wie in der Häuslichkeit; nirgends kommen die Klassengegensätze wie gerade hier so schroff zum Ausdruck.

Das ganze große soziale Elend unseres Zeitalters, das mit seinem Gold die arbeitende Menschheit, Männer Frauen und Kinder erbarmungslos beherrscht und knechtet, wird eben erst beseitigt werden durch jenen siegreichen Erlöser, den Sozialismus, der allen Schmerz und alle Qual, alle Gewalttat und alles Unrecht bannen und die ganze Menschheit hineinführen wird in ein neues Zeitalter, wo Gerechtigkeit und wahre Menschenliebe die sorgsamten Hüter und Beschirmer allen Menschengutes und Menschenfleißes sein werden.

Kinder und Sonnenschein.

Wenn Kinder sollen recht gedeih'n,
So brauchen sie viel Sonnenschein,
Viel Sonnenschein vom Himmelsrund
Und Sonnenschein aus Herzensgrund.
Viel Sonnenschein für das Gemüt,
Damit zur Tugend es erblüht;
Viel Sonnenschein fürs junge Herz,
Damit es einst ertrag' den Schmerz.
Nur in der Sonne lichte[m] Glanz
Erblüht die Menschenblume ganz,
Und nur der Liebe holder Stern
Erschließt der Menschenknospe Kern.
Die Liebe und der Sonnenschein
Sind schwacher Kinder Englein —
O holde Liebe! Gütig Licht!
Warum lacht jedem Kind ihr nicht?

Robert Geibel.

all den guten Gerichten nähren! Außer Thee und trockenem Brot mit Zwiebel hat er lange nichts bekommen. . . Schon traten die Tränen in ihre Augen, als in der Küche die gnädige Frau selber erschien. Sie war jung und hübsch; in ihren Zügen spiegelte sich die Ahnung des nahen Mutterglücks; ihr ganzes Dasein konzentrierte sich bei ihr ebenso wie bei Martha auf „ihn“. Sie liebte, schonte und liebte „ihn“ und auch die Umgebung war nicht minder um „ihn“ besorgt. Das erste Kind wurde erwartet und es schien, als müßte alles diesem Kinde dienen.

„Sß, bitte, mehr, es ist für das Kind gut,“ bemerkte der Gatte.

Du solltest ein wenig spazieren gehen,“ meinte die Mutter; „es ist gut für das Kind.“ Und nun kam die Amme, auch für „ihn“.

„Aber, mein Gott, wie elend, wie unglücklich und abgemagert ist sie!“ dachte im stillen die junge Frau, indem sie Martha betrachtete, die sich bei ih-

rem Eintreten erhoben hatte.

„Wie heißt du?“

„Martha.“

„Kommst du aus dem Bureau?“

„Zarwohl.“

„Bist du gesund?“

„Ja, gnädige Frau.“

„Nun, übrigens wird dich unser Hausarzt untersuchen.“

Kurze Pause.

„Und was hast du betreffs des Kindes beschlossen? . . . Hier im Hause darfst du es keinesfalls behalten.“

„Ich werde es abgeben,“ antwortete Martha zögernd und biß auf die Unterlippe, damit sie nicht zittere.

„Wohin?“

„Aufs Land.“

„Warum denn aufs Land?“ mischte sich jetzt die Köchin in die Unterhaltung. „Dort wird man's